3 1761 08140380 0

# Conrad Ferdinand Meyer Gedichte

ausgewählt
und eingeleitet
von
EDUARD KORRODI

Leipzig
H. Haessel-Verlag

# Die Schweiz im deutschen Geistesleben

# Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gedicht00meye

# Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

Harry Mayne (Bern)

Drittes Bändchen

1612gK

CONRAD FERDINAND MEYER

# Gedichte

Ausgewählt
und eingeleitet von

Eduard Korrodi

188470.
19. 3. 24.

H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1922

Germany

## Bemerkungen zu Conrad Ferdinand Meyers Gedichten

Unter den früheſten Gedichten C. F. Meyers taucht beinahe unkenntlich jene Legende auf, nach der Camoëns, der Dichter der „Luſiaden", im Meeresſturm mit der Rechten die Wogen teilte, in der Linken „unerreicht vom Wellenwurfe ſeines Liedes Handſchrift" hielt.

Seit wir die dunklen Runen im Schickſal C. F. Meyers leſen lernten, begreifen wir, warum der Dichter von dieſer Legende ſolchermaßen angemutet wurde. Den Schüler läßt er in jenem Gedicht zum Meiſter ſagen:

„Ging es mir ans Leben,
Flattern meine ſchönſten Verſe
Ließ ich wahrlich mit dem Winde,
Brauchte meine beiden Arme."

Im Bilde des Schwimmers über Tod und Abgrund durfte C. F. Meyer die eigene Energieleiſtung ſehen, die ſeine Werke koſteten, „bis ſie wurden, was ſie bleiben". Als die geſammelten Gedichte C. F. Meyers erſchienen, wurde man ihrer Koſtbarkeit wohl gewahr, aber man warf dem Dichter beinahe vor, daß er es ohne Purpur und Kronen, ohne die hohen Herren der Geſchichte, ohne Götter, Kaiſer, Päpſte und Genies nicht tue, daß die Menſchen in dieſen Gedichten nicht

mehr „gehen", nur noch „schreiten" und „wandeln" könnten. Carl Spitteler glaubte noch beim Erscheinen der vierten Auflage in der „Neuen Zürcher Zeitung" C. F. Meyer verteidigen zu müssen: „Den Meistern der Kunst darf man nicht die Bescheidenheit eines Veilchens zumuten". Seit die Briefe Heyses, Storms und Kellers wie offene Karten daliegen, sehen wir, daß die Zeitgenossen die Gedichte C. F. Meyers mit zweifelnder Bewunderung erfüllten. Keller fühlt sich verpflichtet, bei den beiden Freunden ein werbendes Wort für die Gedichte vorzubringen; sobald aber Storm und Heyse an seinem Lobe knickern, schwenkt er ein. Heyses und Kellers Urteile decken sich zugespitzt in der Überzeugung der Künstlichkeit dieser Gebilde. Heyse schreibt: „Ich kann mir aber nicht helfen, es will mir doch bei der Mehrzahl (der Gedichte) vorkommen, als ob es Dichtungen für Poeten wären, die mit nach- und ausdichtender Seele dergleichen hinnehmen." Keller verschärft: „Charakteristisch ist das erste manierierte Gedichtchen der Sammlung, wo der alternde Herr gewissermaßen mit unendlicher Fülle bramarbasiert, während das mäßige Büchlein die sorgsam zusammengefeilte Frucht eines ganzen Lebens ist. Um das Härteste zu sagen, so kommt mir sogar manches wie herrlich gemachte künstliche Blumen vor; aber eben, es ist halt doch gemacht und zustandegebracht und darum wirkt es auf mich in dieser Zeit, die du ja wohl kennst" (1882).

Nachdem aber das bewährte Wort: „Sind's Rosen, so werden sie blühen" in vierzig Jahren deutlich gegen die künstlichen und für die echten Rosen ge-

sprochen hat, nehmen wir diese Urteile nicht mehr verbaliter, wohl aber bleibt diese Gedichtsammlung in der deutschen Literatur ein Einmaliges. C. F. Meyer sprach seinen epischen Charakteren stärkeren persönlichen Erlebnis- und Bekenntniswert zu als den Gedichten, empfand sein Gedicht selber irgendwie befremdend, entfernend in der Umwelt deutscher Lyrik. Seine Frage ist keine rhetorische:

Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Mehr als ein Gedicht lebt nur als farbiger Abglanz der Kunst und vom Blute fremder Schwingen. Aber gerade C. F. Meyers Frage soll uns im Augenblick, wo wir ihn in die Zirkel der mit der Magie des Wortes vertrauten Ästheten bannen möchten, selber zu einer Frage verpflichten. Ist die Frage C. F. Meyers nicht eher das Gegenteil der fast typischen Überhebung und Selbstsicherheit der Kunstdichter? Man halte gegen C. F. Meyer — Stefan George. Dieser ist unerschütterlich überzeugt: „In jeder Ewe ist nur ein Gott und einer nur sein Künder." Dagegen steht C. F. Meyers bescheidene Einschätzung seines Gedichtes als eines „kleinen stillen Leuchtens"! Gewiß teilt C. F. Meyer mit den Dichtern des „l'art pour l'art" die Neigung, die Kunst selbst als Objekt, als Zentrum gar des Gedichtes zu setzen. In einem Zeitalter, dem Nietzsche die Rüge erteilt, ihm sei der Begriff der Inspiration abhanden gekommen, ist es erklärlich, wenn der Künstler statt

der Vision und Anrufung seiner Musen den Arbeitsprozeß, das Material (in einem so stoffbesessenen Zeitalter), die natürliche Entstehungsgeschichte des Kunstwerkes beschreibt. C. F. Meyer scheut sich nicht, gleich im Geleitgedicht zu einer neuen Auflage auf sein Feilen hinzuweisen: „Mit dem Stifte les ich diese Dinge", dann auf die Schwere seiner Sache deutend: „Tändle nicht! Das Amt, das dir zu Lehen fiel, Das ist ein Werk und ist kein Spiel". Der alte Meister, der das Münster baute, seufzt sterbend: „Vollendet". Die Gedichte „Münster" und „Camoëns" sind Verherrlichungen der ethischen Energie, der Mühsale und des Ausharrens des Künstlers. So wie der bürgerliche Thomas Mann — die deutschen Flauberts sind noch hartnäckiger — immer wieder die Arbeit, die „schwere Stunde" des Schaffenden betont, hat es C. F. Meyer im Gedicht getan. „Il Pensieroso" geht sogar einläßlich auf das Problem des künstlerischen Erlebens ein und entscheidet sich souverän für die innere Schau statt für die äußeren informatorischen Quellen. Das herrliche Gedicht „Michelangelo und seine Statuen" ist schon 1898 in Hans Trogs „C. F. Meyer" und fortan als Deutung der Kunstweise C. F. Meyers empfunden worden:

„Ihr stellt des Leids Gebärde dar,
Ihr meine Kinder ohne Leid."

Man schürt Argwohn gegen den Erlebnisgehalt dieser Gedichte, weil C. F. Meyer sein Inneres „mit heil'ger Scheue" bewahren eher als offenbaren möchte. Das Bekenntnis: „Was da steht, ich hab' es tief

empfunden, Und es bleibt ein Stück von meinem Leben", schwächt der Zyklus „Liebe" ab: „In diesen Liedern suche Du nach keinem ernsten Ziel". Es ist der ängstliche zürcherische Patrizier, der diese Einschränkung macht, ja sogar das schöne Gedicht an die Jugendgeliebte aus einer spätern Auflage entfernt. Fast begreift man da den Vorwurf: C. F. Meyer zerbreche seine treuesten Erinnerungen, damit das Gedicht eine zwingendere Form zeige, er vereinige fremdes und eigenes Erleben, er habe die größte Treulosigkeit für das empirische Erlebnis. Dies die Behauptung Franz Ferdinand Baumgartens. Ja und nein! Doch dächte ich viel eher: Erlebt, zu Ende erlebt hat der Künstler C. F. Meyer ein Gedicht, wann in ihm der umformende Trieb nicht mehr wirkte. Die verschiedenen Fassungen der Gedichte begleiten ihn wie unerlöste Seelen. Man sehe sich doch die kümmerlichen Larven der Urformen mancher Gedichte an! Daß der Töpfer manches Gebilde zerbrach, war ein Akt der Selbstkritik. Aber diese Urgebilde wieder in neue Formen zu zwingen, zeugt für ihre Lebenskraft, aber auch dafür, daß sie in irgendeinem Bezuge schicksalhaft mit dem Leben C. F. Meyers verbunden sind. Dieses Zusammenleben mit den Dichtungen währt so lange, bis dem Dichter die Beruhigung wird, daß er die letzte Sprosse der ihm möglichen Vollendung erreicht hat. Da er ein visueller Dichter war, mußte ihm auch das Schriftbild der neuen Fassungen helfen. Wie nun sollten wir die verschiedenen Gestaltungen einen Verrat an die Form nennen, da wir doch wahrnehmen, wie sehr die Endformen der Gedichte der allgemeinen Be-

wußtseins- und Seelenlage des spät Gereiften entsprechen? Hat etwa Theodor Storm sein berühmtes Gedicht „Wer je gelebt in Liebesarmen" nicht auch mit dem Stifte wieder gelesen? Und ist es nicht an dem Gedichte „Requiem" geradezu beweisbar, wie der Künstler sein früheres Erlebnis nur preisgibt, weil ein tieferes und innerlicheres ihn beglückt, ein geistreicher Einfall durch ein Gefühl verdrängt wird? Hier das Requiem in der ersten Fassung:

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Viele Schläge, viele Schläge
Tut an einem Tag das Herz,
Wenig Schläge, wenig Schläge
Tut im Dämmerlicht das Herz.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt,
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch! mein Kirchlein läutet jetzt.

C. F. Meyer verwarf die überdeutliche Mittelstrophe. Sein Gefühl, nicht sein Kalkül korrigierte, statt der allgemeinen Schlußwendung „Horch, mein Kirchlein läutet jetzt", bekannte er sich zu seinem Dorf Kilchberg, das ihm die vertraute Abendstimmung so oft geschenkt und zugeläutet hatte. Man halte innig verschwisterte Gedichte nebeneinander: „Auf dem See" und „Eingelegte Ruder", das in der spätern Sammlung das erstere ersetzt. Die Vorstufe „Auf dem See" lautet:

Ich gleite durch das Dunkel
In leicht geführtem Kahn.
Es spiegelt Sterngefunkel
Sich unter meiner Bahn.

Wo in der tät'gen Helle
Das Segel hat gerauscht,
Heb' ich aus nächt'ger Welle
Mein Ruder unbelauscht.

Des Markts Gewinn und Beute
Belastet nicht mein Boot,
Und ruhig stirbt mein Heute
Den schmerzenlosen Tod.

Vom Ruder seh ichs triefen
Wie Silber niederwärts
Und über stillen Tiefen
Entschlummert mir das Herz.

Das ihn endgültig befriedigende Gedicht „Eingelegte Ruder":

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.
Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht entschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.
Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

Das erste ist weicher, das zweite ist reicher geworden, noch persönlicher selbst in der resignierten Frage statt des Hinweises auf das entschlummerte Herz. „Heb' ich aus nächt'ger Welle Mein Ruder unbelauscht", das sind wohl schon Verse des Dichters, dessen Auge ohne den See nicht leben konnte und der Lenaus gewiß nicht bedurfte, um sie zu schreiben, aber das Bild der eingelegten Ruder, wie es sich manches-

mal dem Auge des Dichters bot, ist nicht nur realistischer im Ausdruck, es ist überhaupt schon das Sinnbild des Gleichmutes, der passiven Stimmung, ungekünstelter kann sich die Parallele nicht geben: die Tropfen, die vom Ruder niederfallen, rufen dem Gefühl, daß wie sie ein schmerzenloses Heute niederrinnt. Und unwillkürlich gleiten die Gedanken in die Tiefe der Erinnerung, die in einer Frage verklingt. Überhaupt diese Seegedichte C. F. Meyers! Wenn er seinen Dante, den Blick dem Arno zugewendet, sagen läßt: „Die Woge war schöner als das Mädchen", versteht man den Dichter C. F. Meyer, den eine Welle, ein Segel, ein spätes Abendboot, der Schilflaut, die ziehende Möwe über dem Wasserspiegel zu den eindringlichsten Nachdenklichkeiten seiner Dichtung bewegen. Der See gab ihm, wenn die Mondscheibe über dem Spiegel glitt, das herrliche Bild: „Silberfähre gleitest leise"; der sterbende Hus preist den Kerker, weil er ihm noch ein Fensterkreuz läßt, in das die frische Flut blickt:

„Und zwischen seinen Stäben
Seh' ich ein Segel schweben,
Darob im Blau die Firne ruht."

C. F. Meyers Gedicht „Zwei Segel" ist vielleicht das stärkste Symbol beruhigter und gesicherter Ehe, beseelt vom Hauche der Verschwiegenheit. Kein Liebes-, ein Ehe-Gedicht, aber doch nicht im Sinne des kühlen Fontane-Wortes: „Ehe ist Ordnung". „Zwei Segel sich schwellend Zu ruhiger Flucht. Wie eins in den Winden Sich wölbt und bewegt, Wird auch das Empfinden Des andern erregt": das sind Verse, die nur

dem Dichter gelingen, dem die Seebilder die früheſten, treueſten und die letzten des Lebens waren. Gottfried Keller, der den „edlen lyriſchen Klang" Meyers ein anderes Mal Rodenberg gegenüber rühmt, mochte wohl an dieſes und an alle von der Erinnerung getragenen Gedichte denken, die vor vielen andern ſchon den Vorzug haben, daß ſie auf die Antitheſe verzichten, durch die das Gedicht einen geiſtreichen Mechanismus enthüllt. Wer wollte die Grundempfindung im „Firnelicht" irgendwie bezweifeln, und doch iſt da ein Element der Berechnung, ein Sichtbarwerden der Konſtruktion durch den Größen-Gegenſatz des „großen ſtillen Leuchtens" der ſüß umblauten Schneeberge und dem „kleinen ſtillen Leuchten" des Liedes gegeben. Meiſterhaft iſt die Parallele im „Verwundeten Baum" durchgeführt: „Indem ich deine ſich erfriſchen fühle, Iſt mir, als ob ſich meine Wunde kühle". Oder die Parallele der blanken Sichel am Himmel, die frühmorgens die Schnitterin ſchwingt; der Goldgrund im Muſeum, dem die wunderbare Goldesfarbe auf dem Erntefeld gegenübergeſtellt wird. Der enormen Könnerſchaft C. F. Meyers muß es auch gelingen, den Gegenſatz gewiſſermaßen durch eine dramatiſche Bewegung zu ſteigern. Die „Alten Schweizer" werden aus Löwen zu Lämmern. Die Antitheſe in „Der Pilger und die Sarazenin" wird von Bruder Anaklet ſelber erbaulich ausgekoſtet: „Keine Sarazenin, eine Chriſtin". Zur dramatiſchen Struktur der balladesken Gedichte und vor allem zum wirkſamen Finale braucht C. F. Meyer offenſichtlich die Antitheſe, z. B. in „Conradins Knappe":

Ein Knechtlein kommt bergüber: „Gib Bescheid!
Der Stauferknabe thront in Herrlichkeit?“
„Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich.“

Die klassische Antithese findet sich in dem Gedicht „Das verlorene Schwert“: die Römerklinge des Juliers, die er auf dem Schlachtfeld verlor und die nun im Göttertempel hängt:

Mit einem Lächeln deutet er empor:
„Ein armer Fechter, der sein Schwert verlor!“
Da ruft ein junger Gallier aufgebracht:
„Du selbst verloreſt's im Gedräng der Schlacht!“

Mit zorniger Faust ergreift's ein Legionar —
„Nein, tapfrer Strabo, laß es dem Altar!
Verloren ging's in steilem Siegeslauf
Und heißem Ringen. Götter hoben's auf.“

In den Gedichten, hinter denen Bildungserinnerungen stehen — müßte denn jede historische Anekdote schon ein Stofferleben sein? — hat der Kunstverstand wohl auch das Recht, das Gedicht in einer intellektuellen Sphäre zu halten. Auch sie sind erlebt, aber in der kälteren Zone des Denkens, weil sie Ausdruck des inneren Bedürfnisses C. F. Meyers sind, die Welt in gebrochenen Farben zu sehen, und weil sie der Dialektik seines Geistes entsprechen.

Es ist oft auf die Vorliebe C. F. Meyers zum Gegensatzpaar, zu Antithesen oder geistreichen Parallelen hingewiesen worden. So steht auch als geeintes Empfindungspaar das landschaftliche Erlebnis in seinen Gedichten da: der See und die Berge, die Horizontale

und die Vertikale im Naturbild. In keinem lyrischen Werke eines deutschen Dichters ist dieses Erlebnis mit diesem starken, impulsiven Kontrast von Stete, Seßhaftigkeit — und Wanderlust und Aufschwung gegeben worden. Es ist das Erlebnis des Erd- und Atemraumes der Schweiz, das geistig durch das Gegensatzpaar von deutscher und welscher Art gestützt wird. Wer so wie C. F. Meyer fühlte, wie „tief das Erz der deutschen Sprache" in Luthers Bibel dröhnte, konnte nicht einem ästhetenhaften, unkritischen Renaissance-Kulte verfallen, wohl aber mußte er als der Bildungsdichter der Schweiz Kultur- und Stammesgegensätze erkennen und anerkennen, sie aber mit grundsätzlicher Friedfertigkeit überbrücken, wie es den Mannesgedichten zukommt. Max Nußberger gibt in seinem C. F. Meyer-Buch ein Beispiel, wie ein Erderlebnis C. F. Meyers sich mit dem Kulturerlebnis des welschdeutschen Gegensatzes verbindet. C. F. Meyer besuchte auf seiner Engadiner Reise den Palazzo Salis beim Dorfe Soglio; da war er überrascht, im Garten des alten Schloßgutes Arven und Kastanienbäume in herrlicher Wildnis nebeneinander zu finden. Diesen Anblick nimmt das Gedicht „Die Schlacht der Bäume" auf. Die frühere Fassung hält sich noch strenger an das Geschaute des Erlebnisses und zieht, die ganze Fahrt schildernd, die verschiedenen Eindrücke des Tages schmückend herbei. Die sich sonst ausschließenden Gegensätze des Nordens und Südens sind an der Mark als friedliche Wächter einander gesellt:

„Hier die Mark, die Wächterstille!
Hier sei Nord und Süd geschieden!
Und der beiden Länder Schwelle
Hüten wir, gesellt in Frieden!"

Dann aber löste sich das Gedicht mehr und mehr von den stofflichen Gelegenheiten. Es schreitet über die Wirklichkeit kühn hinaus. Aus dem Lombardenturm, in den der zerfallene Palazzo sich verwandelt hatte, wird ein Sarazenenturm. Die Kastanien und Eichen, die die Kontraste des Südens und Nordens erst verstärkend variierten, schwinden. Rebe und Arve rücken als die alleinigen Repräsentanten der Gegensätze der Zonen nahe zusammen (Nußberger, S. 78). Die Antithese ist nun glänzend und auch kühn erreicht: Wo einst welsches und deutsches Blut floß, „ringen noch mit ihren Bäumen Hier der Süden und der Norden".

So ist das Gesamtkunstwerk der Gedichte von den Gesetzen des Gegensatzes und der Parallele, wie von Zauberformeln beherrscht, aber doch nur darum, weil sie doch einer edel waltenden Harmonie zustreben. Darum ist die Gedichtsammlung C. F. Meyers als Ganzes, wie dies W. Brecht so eindrücklich einprägte, in ihrer zyklischen Gliederung selbst ein Werk des ordnenden Kunstverstandes, also daß die Zyklen wie Sternbilder anmuten. Dieses Zu-Ende-denken eines künstlerischen Prinzipes, wie es im Gesamtkunstwerk der Gedichte vorliegt, war zugleich ein Vermächtnis an eine jüngere Generation, die es wie George, Hofmannsthal und Rilke zu ehren wußte.

* * *

Die Rechtfertigung einer Auswahl der Gedichte ist durch die raumlichen Schranken der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" gegeben. Die Auswahl geschah in gemeinsamer Prüfung mit ein paar Dichtern, deren Urteil in die Wage fallen darf. Lieblinge unter den Gedichten darf jeder Leser so gut wie Gottfried Keller haben. Der humanistische C. F. Meyer mag in dieser Auslese mehr im Schatten stehen als der Künstler, der auch ohne das, wandelbarer Schätzung unterworfene Renaissance-Bild sich als ein Dichter behauptet, dessen Anker in einer allgemeinen Geisterwelt tief gründet, dessen Herz, oft unter der Zunge verborgen, doch zu denen vernehmlich spricht, die gedämpfte Seelenlaute lieben.

Zürich-Hottingen. Eduard Korrodi.

# Gedichte

# I

# Das heilige Feuer.

Auf das Feuer mit dem goldnen Strahle
Heftet ſich in tiefer Mitternacht
Schlummerlos das Auge der Veſtale,
Die der Göttin ewig Licht bewacht.

Wenn ſie ſchlummerte, wenn ſie entſchliefe,
Wenn erſtürbe die verſäumte Glut,
Eingeſargt in Gruft und Grabestiefe
Würde ſie, wo Staub und Moder ruht.

Eine Flamme zittert mir im Buſen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Friſt,
Die, entzündet durch den Hauch der Muſen,
Ihnen ein beſtändig Opfer iſt.

Und ich hüte ſie mit heil'ger Scheue,
Daß ſie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft verſenkt.

# Fingerhütchen.

Liebe Kinder, wißt ihr, wo
Fingerhut zu Hause?
Tief im Tal von Acherloo
Hat er Herd und Klause;
Aber schon in jungen Tagen
Muß er einen Höcker tragen,
Geht er, wunderlicher nie
Wallte man auf Erden!
Sitzt er, staunen Kinn und Knie,
Daß sie Nachbarn werden.

Körbe flicht aus Binsen er,
Früh und spät sich regend,
Trägt sie zum Verkauf umher
In der ganzen Gegend,
Und er gäbe sich zufrieden,
Wär' er nicht im Volk gemieden;
Denn man zischelt mancherlei:
Daß ein Hexenmeister,
Daß er kräuterkundig sei
Und im Bund der Geister.

Solches ist die Wahrheit nicht,
Ist ein leeres Meinen,
Doch das Volk im Dämmerlicht
Schaudert vor dem Kleinen.
So die Jungen wie die Alten
Weichen aus dem Ungestalten —
Doch vorüber wohlgemut
Auf des Schusters Rappchen
Trabt er. Blauer Fingerhut
Nickt von seinem Käppchen.

Einmal geht er heim bei Nacht
Nach des Tages Lasten,
Hat den halben Weg gemacht,
Darf ein bißchen rasten,
Setzt sich und den Korb daneben,
Schimmernd hebt der Mond sich eben:
Fingerhut ist gar nicht bang,
Ihm ist gar nicht schaurig,
Nur daß noch der Weg so lang,
Macht den Kleinen traurig.

Etwas hört er klingen fein —
Nicht mit rechten Dingen,
Mitten aus dem grünen Rain
Ein melodisch Singen:
„Silberfähre, gleitest leise“ —
Schon verstummt die kurze Weise.
Fingerhütchen spähet scharf
Und kann nichts entdecken,
Aber was er hören darf,
Ist nicht zum Erschrecken.

Wieder hebt das Liedchen an
Unter Busch und Hecken,
Doch es bleibt der Reimgespan
Stets im Hügel stecken.
„Silberfähre, gleitest leise“ —
Wiederum verstummt die Weise.
Lieblich ist, doch einerlei
Der Gesang der Elfen,
Fingerhütchen fällt es bei,
Ihnen einzuhelfen.

Fingerhütchen lauert still
Auf der Töne Leiter,
Wie das Liedchen enden will,
Führt er leicht es weiter:
„Silberfähre, gleitest leise“
— „Ohne Ruder, ohne Gleise.“
Aus dem Hügel ruft's empor:
„Das ist dir gelungen!“
Unterm Boden kommt hervor
Kleines Volk gesprungen.

„Fingerhütchen, Fingerhut,“
Lärmt die tolle Runde,
„Faß dir einen frischen Mut!
Günstig ist die Stunde!
Silberfähre, gleitest leise
Ohne Ruder, ohne Gleise!
Dieses hast du brav gemacht,
Lernet es, ihr Sänger!
Wie du es zustand gebracht,
Hübscher ist's und länger!

Zeig' dich einmal, schöner Mann!
Laß dich einmal sehen:
Vorn zuerst und hinten dann!
Laß dich einmal drehen!
Weh! Was müssen wir erblicken!
Fingerhütchen, welch ein Rücken!
Auf der Schulter, liebe Zeit,
Trägst du grause Bürde!
Ohne hübsche Leiblichkeit
Was ist Geisteswürde?

Eine ganze Stirne voll
Glücklicher Gedanken,
Unter einem Höcker ſoll
Länger nicht ſie ſchwanken!
Strecket euch, verkrümmte Glieder!
Garſt'ger Buckel, purzle nieder!
Fingerhut nun biſt du grad,
Deines Fehls geneſen!
Heil zum ſchlanken Rückengrat!
Heil zum neuen Weſen!"

Plötzlich ſteckt der Elfenchor
Wieder tief im Raine,
Aus dem Hügelrund empor
Tönt's im Mondenſcheine:
„Silberfähre, gleiteſt leiſe
Ohne Ruder, ohne Gleiſe."
Fingerhütchen wird es ſatt,
Wäre gern daheime,
Er entſchlummert laß und matt
An dem eignen Reime.

Schlummert eine ganze Nacht
Auf derſelben Stelle,
Wie er endlich aufgewacht,
Scheint die Sonne helle;
Kühe weiden, Schafe graſen
Auf des Elfenhügels Raſen.
Fingerhut iſt bald bekannt,
Läßt die Blicke ſchweifen,
Sachte dreht er dann die Hand,
Hinter ſich zu greifen.

Iſt ihm Heil im Traum geſchehn?
Iſt das Heil die Wahrheit?
Wird das Elfenwort beſtehn
Vor des Tages Klarheit?
Und er taſtet, taſtet, taſtet:
Unbebürdet! Unbelaſtet!
„Jetzt bin ich ein grader Mann!“
Jauchzt er ohne Ende,
Wie ein Hirſchlein jagt er dann
Über Feld behende.

Fingerhut ſteht plötzlich ſtill,
Taſtet leicht und leiſe,
Ob er wieder wachſen will?
Nein, in keiner Weiſe!
Selig preiſt er Nacht und Stunde,
Da er ſang im Geiſterbunde —
Fingerhütchen wandelt ſchlank,
Gleich als hätt' er Flügel,
Seit er ſchlummernd niederſank
Nachts am Elfenhügel.

## Maientag.

Englein singen aus dem blauen Tag,
Mägdlein singen hinterm Blütenhag,
Jubelnd mit dem ganzen Lenzgesind
Singt mir in vernarbter Brust — ein Kind.

## Ewig jung iſt nur die Sonne.

Heute fanden meine Schritte mein vergeßnes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, ſeine Berge ſtanden kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn —
Ewig jung iſt nur die Sonne, ſie allein iſt ewig ſchön.

Drüben dort in ſchilf'gem Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendſtunde ſich lebend'ge Flut gewiegt,
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön —
Ewig jung iſt nur die Sonne, ſie allein iſt ewig ſchön.

# Der verwundete Baum.

Sie haben mit dem Beile dich zerſchnitten,
Die Frevler — haſt du viel dabei gelitten?
Ich ſelber habe ſorglich dich verbunden
Und traue: Junger Baum, du wirſt geſunden!
Auch ich erlitt zu ſchier derſelben Stunde
Von ſchärferm Meſſer eine tief're Wunde.
Zu unterſuchen komm' ich deine täglich
Und meine fühl' ich brennen unerträglich.
Du ſaugeſt gierig ein die Kraft der Erde,
Mir iſt, als ob auch ich durchrieſelt werde!
Der friſche Saft quillt aus zerſchnittner Rinde
Heilſam. Mir iſt, als ob auch ich's empfinde!
Indem ich deine ſich erfriſchen fühle,
Iſt mir, als ob ſich meine Wunde kühle!
Natur beginnt zu wirken und zu weben,
Ich traue: Beiden geht es nicht ans Leben!
Wie viele, ſo verwundet, welkten, ſtarben!
Wir beide prahlen noch mit unſern Narben!

# Über einem Grabe.

Blüten ſchweben über deinem Grabe.
Schnell umarmte dich der Tod, o Knabe,
Den wir alle liebten, die dich kannten,
Deſſen Augen wie zwei Sonnen brannten,
Deſſen Blicke Seelen unterjochten,
Deſſen Pulſe ſtark und feurig pochten,
Deſſen Worte ſchon die Herzen lenkten,
Den wir weinend geſtern hier verſenkten.

Maiennacht. Der Sterne mildes Schweigen..
Dort! ich ſeh' es aus der Erde ſteigen!
Unterm Raſen quillt hervor es leiſe,
Flatterflammen drehen ſich im Kreiſe,
Ungelebtes Leben zuckt und lodert
Aus der Körperkraft, die hier vermodert,
Abgemähter Jugend letztes Walten,
Letzte Glut verrauſcht in Wunſchgeſtalten,
Eine blaſſe Jagd:

Voran ein Zecher,
In der Fauſt den überfüllten Becher!
Weh'nde Locken will der Buhle faſſen,
Die entflatternd nicht ſich haſchen laſſen,
Luſtgeſtachelt raſt er hinter jenen,
Ein verhülltes Mädchen folgt in Tränen.
Durch die Brandung mit verſtürmten Haaren
Seh' ich einen kühnen Schiffer fahren.

Einen jungen Krieger ſeh' ich toben,
Helmbedeckt, das lichte Schwert erhoben.
Einer ſtürzt ſich auf die Rednerbühne,
Weites Volksgetos beherrſcht der Kühne.

Ein Gedräng, ein Kämpfen, Ringen, Streben!
Arme strecken sich und Kränze schweben —

Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden,
Nicht erreichte!
Knabe, schlaf' in Frieden!

## Aus der Höhe.

Schreitend meinen Höhenpfad,
Seh' ich, statt lebend'ger Flut,
Unter mir des Eises Flur,
Drauf der Wettlauf Tausender
Unermüdlich sich ergötzt.
Horch! Ein dunkel Geisterlied,
Wie des Bienenkorbs Gesumms:
Dröhnend sonder Unterbruch
Durch die reine Winterluft,
Des gestählten Schuhes Ton!
Meiner Jugend einz'ge Lust
Läutet dumpf zu mir empor.

# Lenzfahrt.

Am Himmel wächst der Sonne Glut,
Aufquillt der See, das Eis zersprang,
Das erste Segel teilt die Flut,
Mir schwillt das Herz wie Segeldrang.

Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!

Und ob die Locke mir ergraut
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wann die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.

## „Tag, ſchein' herein! und Leben, flieh hinaus!"

Tag, ſchein' herein! Die Kammer ſteht dir offen!
Holdſel'ger Lenzesmorgen, ſchein' herein!
Schon glitzert, von der Sonne Strahl getroffen,
Das Tintenfaß, der eichne Bücherſchrein.
Vogt Winter muß dem Lenze Rechnung geben,
Dem ſchönen Erben, über Hof und Haus —
Auch mir zugut geſchrieben iſt ein Leben —
Tag, ſchein' herein! und Leben, flieh hinaus!

Ich war von einem ſchweren Bann gebunden.
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erſtarrt.
Von vielen tauſend unverbrauchten Stunden
Schwillt ungeſtüm mir nun die Gegenwart.
Aus dunkelm Grunde grüne Saat zu wecken,
Bedarf es Sonnenſtrahles nur und Tau's,
Ich fühle, wie ſich tauſend Keime ſtrecken.
Tag, ſchein' herein! und Leben, flieh hinaus!

Ein Segel zieht auf wunderkühlen Pfaden,
In Flutendunkel ſpiegelt ſich der Tag.
Was hat die Barke dort für mich geladen?
Vielleicht iſt's etwas, das mich freuen mag!
Entgegen ihr! Was wird die Barke bringen
Durch blauer Wellen freudiges Gebraus?
Entgegen ihr! Mit weitgeſtreckten Schwingen!
Tag, ſchein' herein! und Leben, flieh hinaus!

# Firnelicht.

Wie pocht' das Herz mir in der Bruſt
Trotz meiner jungen Wanderluſt,
Wann, heimgewendet, ich erſchaut'
Die Schneegebirge, ſüß umblaut,
Das große ſtille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunſt, der Städte Staub.
Ich ſah den Kampf. Was ſageſt du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du großes ſtilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch,
Und liebe ſie von Herzen doch!
In meinem Weſen und Gedicht
Allüberall iſt Firnelicht,
Das große ſtille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines ſtilles Leuchten!

# Das Seelchen.

Ich lag im Gras auf einer Alp,
In sel'ge Bläuen starrt' ich auf —
Mir war, als ob auf meiner Brust
Mich etwas sacht betastete.
Ich blickte schräg. Ein Falter saß
Auf meinem grauen Wanderrock.
Mein Seelchen war's, das flugbereit,
Die Schwingen öffnend, zitterte.
Wie sind die Schwingen ihm gefärbt?
Sie leuchten blank, betupft mit Blut.

# Die Bank des Alten.

Ich bin einmal in einem Tal gegangen,
Das fern der Welt, dem Himmel nahe war,
Durch das Gelände seiner Wiesen klangen
Die Sensen rings der zweiten Mahd im Jahr.

Ich schritt durch eines Dörfchens stille Gassen.
Kein Laut. Vor einer Hütte saß allein
Ein alter Mann, von seiner Kraft verlassen,
Und schaute feiernd auf den Firneschein.

Zuweilen, in die Hand gelegt die Stirne,
Seh' ich den Himmel jenes Tales blaun,
Den Müden seh' ich wieder auf die Firne,
Die nahen, selig klaren Firne schaun.

'S ist nur ein Traum. Wohl ist der Greis geschieden
Aus dieser Sonne Licht, von Jahren schwer;
Er schlummert wohl in seines Grabes Frieden,
Und seine Bank steht vor der Hütte leer.

Noch pulst mein Leben feurig. Wie den andern
Kommt mir ein Tag, da mich die Kraft verrät;
Dann will ich langsam in die Berge wandern
Und suchen, wo die Bank des Alten steht.

# Bacchus in Bünden.

Wo stürzend aus rhätischen Klüften der Rhein
Um silberne Hüften sich gürtet den Wein,
Ziehn paukende Masken mit Zimbelgeläut:
„Du Traube von Trimmis, dich wimmeln wir heut!“

Sie treten den Reigen, sie stampfen den Chor,
Da dunkelt's und lodern die Fackeln empor:
Ein Kranz in den Lüften! Ein wirbelndes Paar!
Ein brennender Nacken! Ein purpurnes Haar!

Die Fackeln verlöschen. Es hebt sich der Glanz
Des schimmernden Monds und vergeistert den Tanz —
Ein adliger Jüngling von fremder Gestalt
Bemeistert den Reigen mit Herrschergewalt.

Er schwebt in der Mitte, bekränzt und allein,
Mit leuchtenden Füßen in himmlischem Schein,
Die Schulter umflattert getigertes Fell,
Er trägt einen Zepter, der kühne Gesell.

Er neigt ihn vor Irma, der träumenden Maid:
„In nachtdunkle Haare taugt blitzend Geschmeid!“
Er greift in den Himmel mit mächtiger Hand,
Er raubt aus den Sternen ein flimmerndes Band:

Schön Irma schwebt hin mit dem Krönlein von Licht,
Als fesselte fürder die Erde sie nicht,
Er schwingt ihr zu Häupten den Thyrsus, umrankt
Mit üppigem Laube, von Trauben umschwankt . . .

Zwölf Schläge verkünden die Mitte der Nacht.
Der Reigen ermüdet. Das Fest ist vollbracht!
„Herunter die Masken! So will es der Brauch!
Du Führer des Reigens, entlarve dich auch!

Wir sind unser zwanzig, und voll ist die Zahl!
Wer bist du, der frech in die Gilde sich stahl?
Ein Gaukler? Ein Zaubrer? Sprich, wie du dich nennst!
Sonst fürcht' unsre Messer, bist du kein Gespenst!"

Ein Mönchlein, ein zechend entschlafnes, wird reg:
„Wer bist du? Der Satan? Dir weis' ich den Weg!"
Er zeichnet ein Kreuz. „Nun entmumme dich nur!
Ich bin der Gelehrte Pankrazi von Chur!"

Der Jüngling entlarvt ein von Eppich umlaubt,
Ein hohes, ein mildes, ein gnädiges Haupt:
„Zu Füßen dem Herrscher, vermessen Gesind!
Ich bin Dionysos, des Donnerers Kind!"

Er lächelt dem Mönch in das feiste Gesicht:
„Silenos, Silenos, verleugne mich nicht!
Mich hat seine Gnaden, der Bischof, gebannt
Und ist doch mein treuster Bekenner im Land.

Weinfröhliche Rhäter, etruriſch Geschlecht,
Ihr habt schon am Reno* gehörig gezecht,
Doch hüben am Rhein, in germanischer Mark
Bezecht ihr euch doppelt und dreimal so stark!"

*Ein italienischer Fluß.

# Die Veltlinertraube.

Brütend liegt ein heißes Schweigen
Über Tal und Bergesjoch,
Evoe und Winzerreigen
Schlummern in der Traube noch.

Purpurne Veltlinertraube,
Kochend in der Sonne Schein,
Heute möcht' ich unterm Laube
Deine vollste Beere sein!

Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!

Aus der Laube niederhangend,
Glutdurchwogt und üppig rund,
Schwebt' ich dunkelpurpurprangend
Über einem roten Mund!

## Schwarzschattende Kastanie.

Schwarzschattende Kastanie,
Mein windgeregtes Sommerzelt,
Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
Schwarzschattende Kastanie!
Im Porte badet junge Brut
Mit Hader oder Lustgeschrei.
Und Kinder schwimmen leuchtend weiß
Im Gitter deines Blätterwerks,
Schwarzschattende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus roter Schiffslatern'
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

# Noch einmal.

Noch einmal ein flüchtiger Wandergeſell —
Wie jagen die ſchäumenden Bäche ſo hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden ſo grell!

Hier oben miſchet der himmliſche Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich ſchlürf' es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Roſen am hangenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuſeltem Rauch —

Den eben noch ſchleiernder Nebel verwebt,
Der Himmel, er öffnet ſich innig und lebt,
Wie ruhig der Aar in dem ſtrahlenden ſchwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Bruſt,
Es wird ſich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut ſich des Himmels und zittert vor Luſt —

Ich ſehe dich, Jäger, ich ſeh dich genau,
Den Felſen umſchleicheſt du grau auf dem Grau,
Jetzt richteſt empor du das Rohr in das Blau —

Zu Tale zu ſteigen, das wäre mir Schmerz —
Entſende, du Schütze, entſende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

## Das begrabene Herz.

Mich denkt es eines alten Traums.
Es war in meiner dumpfen Zeit,
Da junge Wildheit in mir gor.
Bekümmert war die Mutter oft.
Da kam einmal ein schlimmer Brief
— Was er enthielt, erriet ich nie —
Die Mutter fuhr sich mit der Hand
Zum Herzen, fast als stürb' es ihr.
Die Nacht darauf hatt' ich den Traum:
Die Mutter sah verstohlen ich
Nach unserm Tannenwinkel gehn,
Den Spaten in der zarten Hand,
Sie grub ein Grab und legt' ein Herz
Hinunter sacht. Sie ebnete
Die Erde dann und schlich davon.

## Ohne Datum.

(An meine Schweſter.)

Du ſcherzeſt, daß ein Datum ich vergaß,
Und meinſt, ich dürfte bei dem Stundenmaß
Mit einem Federſtriche mich verweilen.
Du ſchreibſt: „Datiere künftig deine Zeilen!“
Doch war das Zählen meine Sache nie,
Nach dem Wievielten ſuch' ich ſtets vergebens,
Auch dieſe Zeilen, wie datier' ich ſie?
„Aus allen Augenblicken meines Lebens!“

Kurz iſt und eilig eines Menſchen Tag,
Er drängt, er pulſt, er flutet Schlag um Schlag,
Wie eines Herzens ungeſtümes Klopfen . . .
Wer teilt die Jagd des Bluts und ſeiner Tropfen?
Es iſt der Sturm, der nie zur Rüſte geht,
Die Wechſelglut des Nehmens und des Gebens,
Und meine Haare flattern windverweht
In allen Augenblicken meines Lebens.

Zu ruhn iſt mir verſagt, es treibt mich fort,
Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort,
Den keine mir entführt, in deiner Treue!
Sie iſt die alte wie die ewig neue,
Sie iſt die Raſt in dieſer Flucht und Flut,
Ein fromm Geleite leiſen Flügelſchwebens,
Sie iſt der Segen, der beſtändig ruht
Auf allen Augenblicken meines Lebens.

Ich hemme die beſchwingten Roſſe nicht,
Ich freue mich mit jedem neuen Licht,
Das Feld geſtreckten Laufes zu durchmeſſen,

Ein fernes, dunkles Gestern zu vergessen,
Ich fliege — hinter mir versinkt die Zeit —
Im Morgensonnenstrahl verjüngten Strebens! . .
Vorbei! . . . Nur du allein weißt noch Bescheid
Von allen Augenblicken meines Lebens.

# Die Ampel.

An des Jahres Wende sprach ich: Muse,
Keiner Mutter Hand beschert mich! Gib mir
Du mein Angebinde, Muse! fleht' ich.
In die Kammer, lauschend von dem Lager,
Sah ich bald der Schwestern eine schreiten.
Auf mein Tischchen setzt' sie einer Ampel
Zarte Form mit schlankgeschweiften Henkeln,
Aber die mir keineswegs antik schien.
Ich erschrak. Was meinst du, Muse? Rätst du
Nächtlich auszufeilen meine Verse?
Schon entschwebend, wandte sie das Antlitz
Halb. Ich sah des Musenhauptes edeln
Umriß mit den spottend feinen Lippen . . .
Als ich dann in neuem Jahr erwachte,
Keine Ampel! Doch ich fand sie wieder —
Und erkannte gleich sie an der zarten
Form und an den schlankgeschweiften Henkeln —
In des Liebchens Hand, das mir die Treppe
Nächtlich hellt' mit stillen Ampelstrahlen.
Scheidend auf die letzte Stufe setzt' sie
Das Geschenk der Muse sacht und küßt mich.

# Zwei Segel.

Zwei Segel erhellend
Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel ſich ſchwellend
Zu ruhiger Flucht!

Wie eins in den Winden
Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden
Des andern erregt.

Begehrt eins zu haſten,
Das andre geht ſchnell,
Verlangt eins zu raſten,
Ruht auch ſein Geſell.

# Stapfen.

In jungen Jahren war's. Ich brachte dich
Zurück ins Nachbarhaus, wo du zu Gast,
Durch das Gehölz. Der Nebel rieselte,
Du zogst des Reisekleids Kapuze vor
Und blicktest traulich mit verhüllter Stirn.
Naß ward der Pfad. Die Sohlen prägten sich
Dem feuchten Waldesboden deutlich ein,
Die wandernden. Du schrittest auf dem Bord,
Von deiner Reise sprechend. Eine noch,
Die längre, folge drauf, so sagtest du.
Dann scherzten wir, der nahen Trennung klug
Das Angesicht verhüllend, und du schiedst,
Dort wo der First sich über Ulmen hebt.
Ich ging denselben Pfad gemach zurück,
Leis schwelgend noch in deiner Lieblichkeit,
In deiner wilden Scheu, und wohlgemut
Vertrauend auf ein baldig Wiedersehn.
Vergnüglich schlendernd, sah ich auf dem Rain
Den Umriß deiner Sohlen deutlich noch
Dem feuchten Waldesboden eingeprägt,
Die kleinste Spur von dir, die flüchtigste,
Und doch dein Wesen: wandernd, reisehaft,
Schlank, rein, walddunkel, aber o wie süß!
Die Stapfen schritten jetzt entgegen dem
Zurück dieselbe Strecke Wandernden:
Aus deinen Stapfen hobst du dich empor
Vor meinem innern Auge. Deinen Wuchs
Erblickt' ich mit des Busens zartem Bug.
Vorüber gingst du, eine Traumgestalt.
Die Stapfen wurden jetzt undeutlicher,
Vom Regen halb gelöscht, der stärker fiel.
Da überschlich mich eine Traurigkeit:
Fast unter meinem Blick verwischten sich
Die Spuren deines letzten Gangs mit mir.

# Lethe.

Jüngſt im Traume ſah ich auf den Fluten
Einen Nachen ohne Ruder ziehn.
Strom und Himmel ſtand in matten Gluten
Wie bei Tages Nahen oder Fliehn.

Saßen Knaben drin mit Lotoskränzen,
Mädchen beugten über Bord ſich ſchlank,
Kreiſend durch die Reihe ſah ich glänzen
Eine Schale, draus ein jedes trank.

Jetzt erſcholl ein Lied voll ſüßer Wehmut,
Das die Schar der Kranzgenoſſen ſang —
Ich erkannte deines Nackens Demut,
Deine Stimme, die den Chor durchdrang.

In die Welle taucht' ich. Bis zum Marke
Schaudert' ich, wie ſeltſam kühl ſie war.
Ich erreicht' die leiſe zieh'nde Barke,
Drängte mich in die geweihte Schar.

Und die Reihe war an dir zu trinken,
Und die volle Schale hobeſt du,
Sprachſt zu mir mit trautem Augenwinken:
„Herz, ich trinke dir Vergeſſen zu!"

Dir entriß in trotz'gem Liebesdrange
Ich die Schale, warf ſie in die Flut,
Sie verſank, und ſiehe, deine Wange
Färbte ſich mit einem Schein von Blut.

Flehend küßt' ich dich in wildem Harme,
Die den bleichen Mund mir willig bot,
Da zerrannſt du lächelnd mir im Arme
Und ich wußt' es wieder — du biſt tot.

# Einer Toten.

Wie fühl' ich heute deine Macht,
Als ob sich deine Wimper schatte
Vor mir auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht!
Dein Auge sieht
Begierig mein entstehend Lied.

Dein Wesen neigt sich meinem zu,
Du bist's! Doch deine Lippen schweigen,
Und lieset du ein Wort, das zart und eigen,
Bist's wieder du,
Dein Herzensblut,
Indes dein Staub im Grabe ruht.

Mir ist, wann mich dein Atem streift,
Der ich erstarkt an Kampf und Wunden,
Als sei'st in deinen stillen Grabesstunden
Auch du gereift
An Liebeskraft,
An Willen und an Leidenschaft.

Die Marmorurne setzten dir
Die Deinen — um dich zu vergessen,
Sie erbten, bauten, freiten unterdessen,
Du lebst in mir!
Wozu beweint?
Du lebst und fühlst mit mir vereint!

## Die tote Liebe.

Entgegen wandeln wir
Dem Dorf im Sonnenkuß,
Fast wie das Jüngerpaar
Nach Emmaus,
Dazwischen leise
Redend schritt
Der Meister, dem sie folgten,
Und der den Tod erlitt.
So wandelt zwischen uns
Im Abendlicht
Unsre tote Liebe,
Die leise spricht.
Sie weiß für das Geheimnis
Ein heimlich Wort,
Sie kennt der Seelen
Allertiefsten Hort.
Sie deutet und erläutert
Uns jedes Ding,
Sie sagt: So ist's gekommen,
Daß ich am Holze hing.
Ihr habet mich verleugnet
Und schlimm verhöhnt,
Ich saß im Purpur,
Blutig, dorngekrönt,
Ich habe Tod erlitten,
Den Tod bezwang ich bald,
Und geh' in eurer Mitten
Als himmlische Gestalt —
Da ward die Weggesellin
Von uns erkannt,
Da hat uns wie den Jüngern
Das Herz gebrannt.

## Mit einem Jugendbildnis.

Hier — doch keinem darfst du's zeigen,
Solche Sanftmut war mir eigen,
Durfte sie nicht lang behalten,
Sie verschwand in harten Falten,
Sichtbar ist sie nur geblieben
Dir und denen, die mich lieben.

# Schwüle.

Trüb verglomm der schwüle Sommertag,
Dumpf und traurig tönt mein Ruderschlag —
Sterne, Sterne — Abend ist es ja —
Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Bleich das Leben! Bleich der Felsenhang!
Schilf, was flüsterst du so frech und bang?
Fern der Himmel und die Tiefe nah —
Sterne, warum seid ihr noch nicht da?

Eine liebe, liebe Stimme ruft
Mich beständig aus der Wassergruft —
Weg, Gespenst, das oft ich winken sah!
Sterne, Sterne, seid ihr nicht mehr da?

Endlich, endlich durch das Dunkel bricht —
Es war Zeit! — ein schwaches Flimmerlicht —
Denn ich wußte nicht, wie mir geschah.
Sterne, Sterne, bleibt mir immer nah!

# Mein Stern.

Oft in meinem Abendwandel hefte
Ich auf einen schönen Stern den Blick,
Zwar sein Zeichen hat besondre Kräfte,
Doch bestimmt und zwingt er kein Geschick.

Nicht geheime Winke will er geben,
Er ist wahr und rein und ohne Trug,
Er beseliget und stärkt das Leben
Mit der tiefsten Sehnsucht stillem Zug.

Nicht versteht er Gottes dunkeln Willen,
Noch der Dinge letzten ew'gen Grund,
Wunden heilt er, Schmerzen kann er stillen
Wie das Wort aus eines Freundes Mund.

In die Bangnis, die Bedrängnis funkelt
Er mit seinem hellsten Strahle gern,
Und je mehr die Erde mählich dunkelt,
Desto näher, stärker brennt mein Stern.

Holder, einen Namen wirst du tragen,
Aber diesen wissen will ich nicht,
Keinen Weisen werd' ich darum fragen,
Du mein tröstliches, mein treues Licht!

## In Harmesnächten.

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

# Möwenflug.

Möwen sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannter Schwinge schweben bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
Und zugleich in grünem Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
Daß sich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Daß sich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
Ins gespenstische Geflatter starrend:
Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

## Auf Goldgrund.

Ins Muſeum bin zu ſpäter
Stunde heut ich noch gegangen,
Wo die Heil'gen, wo die Beter
Auf den goldnen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geſchritten
Heißer Abendglut entgegen,
Sah, die heut das Korn geſchnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Laſten in den Armen,
Um den Schnitter und die Garbe
Floß der Abendglut, der warmen,
Wunderbare Goldesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde,
Auch der Fleiß der Feierſtunde
War umflammt von heil'ger Würde,
Stand auf ſchimmernd goldnem Grunde.

## Schnitterlied.

Wir schnitten die Saaten, wir Buben und Dirnen,
Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
Von donnernden dunkeln Gewittern bedroht —
Gerettet das Korn! Und nicht einer, der darbe!
Von Garbe zu Garbe
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

Hoch thronet ihr Schönen auf güldenen Sitzen,
In strotzenden Garben umflimmert von Blitzen —
Nicht eine, die darbe! Wir bringen das Brot!
Zum Reigen! Zum Tanze! Zur tosenden Runde!
Von Munde zu Munde
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Lippen des Lebens so rot!

## Säerspruch.

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!
Die Erde bleibt noch lange jung!
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.
Die Ruh ist süß. Es hat es gut.
Hier eins, das durch die Scholle bricht.
Es hat es gut. Süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

## Liebesjahr.

Hat sich die Kelter gedreht? Tanzt dort mit dem Laub eine Flocke?
Zuckte der Blitz im August? Blühten die Kirschen im Mai?
Blüten und Ähren und Trauben erblickt' ich in schwellendem Kranz nur
Um das geliebteste Haupt, und ich erblicke sie noch.

## Einem Tagelöhner.

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelstich
Ist dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang gemacht, ich glaube —
Sorgtest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir in eignem Herde,
Doch du fußtest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest,
Laste dir die Scholle leicht,
Die du täglich hubest!

# Requiem.

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

## Abendwolke.

So ſtille ruht im Hafen
Das tiefe Waſſer dort,
Die Ruder ſind entſchlafen,
Die Schifflein ſind im Port.

Nur oben in dem Äther
Der lauen Maiennacht,
Dort ſegelt noch ein ſpäter
Friedfert'ger Ferge ſacht.

Die Barke ſtill und dunkel
Fährt hin in Dämmerſchein
Und leiſem Sterngefunkel
Am Himmel und hinein.

# Neujahrsglocken.

In den Lüften schwellendes Gedröhne,
Leicht wie Halme beugt der Wind die Töne:

Leis verhallen, die zum ersten riefen,
Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.

Große Heere, nicht ein einzler Rufer!
Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer.

## Unter den Sternen.

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
Von Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

# II

# Der Blutstropfen.

Zur Zeit der Leſe war's im Winzerhaus.
Des Herdes goldne Flamme praſſelte,
Die Fenſterſcheiben überhauchten ſich,
Und draußen ſcholl das Evoe geiſterhaft
Aus Nebeldämmer. Becher klangen. Jung
Und alt empfand die bacchiſche Gewalt.
Mit einem zarten Schimmer röteten
Selbſt ihr die Wangen ſich, die unſer Gaſt
Und dieſer Erde Gaſt nicht lange war,
Ein ſtilles, ſcheues, ungezähmtes Kind.
Zum Reigen rief Lyäus. Jene ſchlich
Sich weg. Ins Freie blickte ſie hinaus
Durchs Fenſter. Dann beſchrieb ſie träumeriſch,
Die ganz ſich unbeachtet Wähnende,
Die Scheibe mit dem Finger. Weh! umſtellt,
Belauert wurde ſie von einem Schwarm
Und überfallen. Raſch in Trümmer ſchlug,
Das Antlitz glutbedeckt, die Scheibe ſie,
Sich ſelbſt verwundend. Dieſes Tüchlein hier,
Das als Reliquie mir im Schreine liegt,
Fing, über die verletzte Hand gelegt,
Das Quellen eines Tropfen Blutes auf,
Der warm ihr eben erſt im Herzen rann.

Jung ſchwand ſie hin, und kein Lebend'ger weiß,
Was dort geſchrieben auf der Scheibe ſtand —
Als dieſer bleiche Tropfen Bluts vielleicht.

# Die gezeichnete Stirne.

„Weib, verrate mir, von wem gerufen
Du zur Leidgesellin dich gegeben?
Wer herunter dieses Kerkers Stufen
Dich gezogen, du mein süßes Leben?“

— König Enzio, keine Menschen haben
Mich vermocht im Kerker zu verbleichen!
Nein, ein Schicksal war mir eingegraben,
Meine junge Stirne trug ein Zeichen.

Unsre Väter nahmen dich gefangen
Und wir Kinder hatten's bald erfahren,
Daß du nimmer wirst ans Licht gelangen,
König Enzio mit den Ringelhaaren!

Daß du nimmer tragen eine helle
Rüstung wirst, wo die Drommeten klingen,
Daß du nimmer rauschen Wald und Quelle
Hörst, noch einen freien Vogel singen!

Und wir Kinder lauschten sachte, sachte
Durch das Gitter in des Kerkers Tiefe,
Leis und heftig streitend, ob er wachte
Schwerbekümmert, oder ob er schliefe —

Meine Stirne drückt' ich an das Eisen,
Drinnen lagst du schlummernd, wie mir deuchte,
Blickte . . . blickte, war nicht wegzuweisen,
Bis der Wächter drohend mich verscheuchte.

Mütterlein ersah mich und wehklagte,
Schlug die Hände jammervoll zusammen:

„Kind, wer hat dir in die Stirne“ — fragte
Sie — „gezeichnet dieses Kreuz von Flammen?“

Hieß mich dann in ihren Spiegel schauen —
Teuerwerter Herr, so wahr ich lebe,
Eingezeichnet über meinen Brauen
Waren deines Kerkers Eisenstäbe!

Außen wich das Zeichen; aber innen
Blieb's, da ich zur Maid erwuchs, geschrieben —
Herr, seit jenem Tag war all mein Sinnen,
Dich und deinen Kerker nur zu lieben.

# Die gelöschten Kerzen.

Ein gewalt'ger Herd mit glüh'nden Kohlen
Und zwei hellen Kerzen auf dem Simse,
Dran ein plaudernd Paar: ein narb'ger Feldherr
In der Majestät des Greisenalters
Und ein unbefangnes Kind der Neuzeit,
Ein geliebter und verzogner Neffe.
Würdevoll erzählt der Greis von weiland,
Von Verschollnem oder halb Verschollnem.
„Damals warst du noch ein Ungeborner,
Neffe," sagt er, „oder in den Windeln" . . .
Auf dem Herde zuckt ein blaues Flämmchen,
Ein vergeßnes Flämmchen aus der Asche,
Und die beiden sehn den Irrwisch tanzen,
Und der Irrwisch unversehens springt er
Auf des Jünglings blühend kecke Lippen:
— „Ohm, wie war es denn mit der Camargo?"
Der Benarbte lächelt. „Wissen willst du
Das mit der Camargo?" — Eine Kerze
Haucht er aus und auch die andre Kerze.
„Du erlaubst? Nur daß ich nicht errőte!
Also . . ." Durch das Dunkel glühn die Kohlen.
Und der Jüngling streicht ein Holz, die eine
Kerze flammt er an und dann die andre:
„Ohm, wie war's denn mit dem Sturm auf Düppel?"

# Am Himmelstor.

Mir träumt', ich komm ans Himmelstor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?"
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen."

# Mit zwei Worten.

Am Gestade Palästinas, auf und nieder, Tag um Tag,
„London?" frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag.
„London!" bat sie lang vergebens, nimmer müde, nimmer zag,
Bis zuletzt an Bord sie brachte eines Bootes Ruderschlag.

Sie betrat das Deck des Seglers, und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. „London?" frug sie, von der Heimat abgekehrt,
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgestreckte Hand belehrt,
Nach den Küsten, wo die Sonne sich in Abendglut verzehrt . . .

„Gilbert?" fragt die Sarazenin im Gedräng der großen Stadt,
Und die Menge lacht und spottet, bis sie dann Erbarmen hat.
„Tausend Gilbert gibt's in London!" Doch sie sucht und wird nicht matt.
„Labe dich mit Trank und Speise!" Doch sie wird von Tränen satt.

„Gilbert!" „Nichts als Gilbert? Weißt du keine andern Worte? Nein?"
„Gilbert!" . . . „Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert Becket sein —
Den gebräunt in Sklavenketten glüher Wüste Sonnenschein —
Dem die Bande löste heimlich eines Emirs Töchterlein!"

„Pilgrim Gilbert Becket!“ dröhnt es, brauſt es längs der Themſe Strand.
Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt,
Über ſeine Schwelle führt er, die das Ziel der Reiſe fand.
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

# Die Söhne Haruns.

Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Assad, Scheherban:
„Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muts begann?
Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Feinden ich umgeben!
Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie verteidigt ihr mein Leben?"

Assur ruft, der feurig schlanke: „Schleunig werb' ich dir ein Heer,
Zimmre Masten, webe Segel! Ich bevölkre dir das Meer!
Rosse schul' ich. Säbel schmied' ich. Ich erbaue dir Kastelle.
Dir gehören Stadt und Wüste! Dir gehorchen Strand und Welle!"

Assad mit der schlauen Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
„Sicher schaff' ich deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig.
Daß du dich des Lebens freuest, bleibe, Vater, meine Sache!
Über jedem deiner Schritte halten hundert Augen Wache!

Wirte, Kuppler und Barbiere, jedem setz' ich einen Sold,
Daß sie alle mir berichten, wer dich liebt und wer dir grollt."
Harun lächelt. Zu dem Jüngsten, seinem Liebling, sagt er: „Ruhst du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was tust du?"

„Vater," redet jetzt der Jüngste, keusch errötend, „es ist gut,
Daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus deinem Blut!

Über ungezählte Lose bist allmächtig du auf Erden,
Das ist Raub an deinen Brüdern — und du wirst gerichtet werden!

Dein erhaben Los zu sühnen, das sich türmt den Blitzen zu,
Laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen du!
Such' mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid noch Spende!
Wie der Ärmste will ich leben von der Arbeit meiner Hände!

Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr, ein Maurer sein!
Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein!
Jedem Hause wird ein Zauber, daß es unzerstörlich dauert,
Etwas Liebes und Lebend'ges in den Grundstein eingemauert!

Hörest du die Straße rauschen unter deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieser Menge namenloser Tischgenoß —
Blickst du nieder auf die vielen Unbekannten, die dir dienen,
Einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen!"

# Friede auf Erden.

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede! auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend;
Dringlich flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,

Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

## Der gleitende Purpur.

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!“
Schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben.
Kaiser Otto lauscht der Mette,
Diener hinter sich mit Spend' und Gaben.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute da die Himmel niederschweben,
Wird dem Elend und der Blöße
Mäntel er und warme Röcke geben.

Hundert Bettler stehn erwartend —
Einer hält des Kaisers Knie umfangen
Mit den wundgeriebnen Armen,
Dran zerrißner Fesseln Enden hangen.

— „Schalk! Was zerrst du mir den Purpur?
Harr' und bete! Kennst du mich als Kargen?“
Doch der Bettler hält den Mantel
Fest und jammert: „Kennst du mich, den Argen?

Du Gesalbter und Erlauchter!
Kennst du mich? ... Du hast mit mir gelegen,
Mit dem Siechen, mit dem Wunden,
Unter eines Mutterherzens Schlägen.

Aus demselben Wollentuche
Schnitt man uns die Kappen und die Kleider!
Aus demselben Psalmenbuche
Sang das frische Jugendantlitz beider!

Heinz, wo bist du? Heinz, wo bleibst du?
Hast zum Spiele du mich oft gerufen

Durch die Säle, durch die Gänge,
Auf und ab der Wendeltreppe Stufen . . .

Wehe mir! Da du dich krönteſt,
Hat des Neides Natter mich gebiſſen!
Mit dem Lügengeiſt im Bunde
Hab' ich dieſes deutſche Reich zerriſſen!

Als den ungetreuen Bruder
Und Verräter haſt du mich erfunden!
Du ergrimmteſt und du warfeſt
In die Kerkertiefe mich gebunden . . .

In der Tiefe meines Kerkers
Hab' ich ohne Mantel heut gefroren . . .
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute wird der Welt das Heil geboren!"

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
Hundert Bettler ſtrecken jetzt die Hände:
„Gib uns Mäntel! Gib uns Röcke!
Sei barmherzig! Gib uns deine Spende!"

Eine Spange löſt der Kaiſer
Sacht. Sein Purpur gleitet, gleitet, gleitet
Über ſeinen ſünd'gen Bruder,
Und der erſte Bettler ſteht bekleidet . . .

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Jubelt Erd' und Himmelreich mit Schallen.
Glorie! Glorie! Friede! Freude!
Und am Menſchenkind ein Wohlgefallen!

# Der Gesang der Parze.

In der Wiege schlummert ein schönes Römerkind,
Die graue Parze sitzt daneben und spinnt.
Sie schweigt und spinnt. Doch ist die Mutter fort,
So singt die Parze murmelnd ein dunkles Wort:

„Jetzt liegst du, Kindlein, noch in der Traumesruh.
Bald, kleine Claudia, spinnest am Rocken du —
Du wachsest rasch und entwächst den Kleidlein bald!
Du wachsest schlank! Du wirst eine Wohlgestalt!

Die Fackel lodert und wirft einen grellen Schein,
Sie kleiden dich mit dem Hochzeitsschleier ein!
Die Knaben hüpfen empor am Festgelag
Und scherzen ausgelassen zum ernsten Tag.

Eine Herrin wandelt in ihrem eignen Raum,
Und ihre Mägd' und die Sklaven armen kaum.
Ihr ziemt, daß all die Hände geflügelt sind.
Ihr ziemt, daß all die Lippen gezügelt sind.

Die blühenden Horen schwingen im Reigen sich:
Dir ward ein Knabe, Julier, freue dich!
Doch wann die Freude schwebt und die Flöte schallt,
Dann" — singt die Parze — „kommt der Jammer bald.

Der Tiber flutet und überschwemmt den Strand,
Das bleiche Fieber steigt empor ans Land,
Der Rufer ruft und kündet von Haus zu Haus:
‚Vernehmt: Den Julier tragen sie heut hinaus!'

Jetzt, kleine Claudia, trägst du unträglich Leid!
In strenge Falten legst du dein Witwenkleid.

Dein Römerknabe springt dir behend vom Schoß,
Und grüßt dich helmumflattert herab vom Roß ...

Die Tuben blasen Schlacht, und sie blasen Sieg ...
Da naht's. Da kommt's, was empor die Stufen stieg:
Vier Männer und die Bahre, Claudia, sind's
Mit der bekränzten Leiche deines Kinds!

Jetzt, kleine Claudia, bist du zu Tode wund"—
Das Kindlein lächelt. Es klirrt ein Schlüsselbund.
Die Mutter tritt besorgt in die Kammer ein,
Und die Parze bleicht im goldenen Morgenschein.

# Das verlorene Schwert.

Der Gallier letzte Burg und Stadt erlag
Nach einem letzten durchgekämpften Tag,
Und Julius Cäsar tritt in ihren Hain,
In ihren stillen Göttertempel ein.
Die Weihgeschenke sieht gehäuft er dort,
Von Gold und Silber manchen lichten Hort
Und edeln Raub. Doch über Hort und Schatz
Hangt ein erbeutet Schwert am Ehrenplatz.
Es ist die Römerklinge kurz und schlicht —
Des Juliers scharfer Blick verläßt sie nicht,
Er haftet auf der Waffe wie gebannt,
Sie deucht dem Sieger wunderlich bekannt!
Mit einem Lächeln deutet er empor:
„Ein armer Fechter, der sein Schwert verlor!"
Da ruft ein junger Gallier aufgebracht:
„Du selbst verlorest's im Gedräng der Schlacht!"
Mit zorn'ger Faust ergreift's ein Legionar —
„Nein, tapfrer Strabo, laß es dem Altar!
Verloren ging's in steilem Siegeslauf
Und heißem Ringen. Götter hoben's auf."

# In einer Sturmnacht.

Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht,
In seine gellen Pfeifen bläst der Föhn.
Prophetisch kämpft am Himmel eine Schlacht
Und überschreit ein wimmernd Sterbgestöhn.

Was jetzt dämonenhaft in Lüften zieht,
Eh' das Jahrhundert schließt, erfüllt's die Zeit —
In Sturmespausen klingt das Friedelied
Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

Die Ampel, die in leichten Ketten hangt,
Hellt meiner Kammer weite Dämmerung.
Und wann die Decke bebt, die Diele bangt,
Bewegt sie leise sich in sachtem Schwung.

Mir redet diese Flamme wunderbar
Von einer windbewegten Ampel Licht,
Die einst geglommen für ein nächtlich Paar,
Ein greises und ein göttlich Angesicht.

Es sprach der Friedestifter, den du weißt,
In einer solchen wilden Nacht wie heut:
„Hörst, Nikodeme, du den Schöpfer Geist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?"

# Alle.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
Da breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische, doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

# III

# Lutherlied.

Ein Knabe wandert über Land
In einem schlichten Volksgewand,
Gewölke quillt am Himmel auf,
Er blickt empor, er eilt den Lauf,
Stracks fährt ein Blitz mit jähem Licht
Und raucht an seiner Ferse dicht —
So ward getauft an jenem Tag
Des Bergmanns Sohn vom Wetterschlag.

Schmal ist der Klosterzelle Raum,
Drin lebt ein Jüngling dumpfen Traum.
Er fleißigt sich der Mönchserei,
Daß er durch Werke selig sei,
Ein Vöglein blickt zu ihm ins Grab,
„Luthere," singt's, „wirf ab, wirf ab!
Ich flattre durch die lichte Welt,
Derweil mich Gottes Gnade hält."

In Augsburg war's, daß der Legat
Ein Mönchlein auf die Stube bat,
Er war ein grundgelehrtes Haus,
Doch kannt' er nicht die Geister aus,
Des Mönchleins Augen brannten tief,
Daß er: „Es ist der Dämon!" rief —
Du bebst vor diesem scharfen Strahl?
So blickt die Wahrheit, Kardinal!

Jetzt tritt am Wittenberger Tor
Ein Mönch aus allem Volk hervor:
Die Flamme steigt auf seinen Wink,
Die Bulle schmeißt hinein er flink,
Wie Paulus schlenkert' in den Brand

Den Wurm, der ihm den Arm umwand,
Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein.

In Worms sprach Martin Luther frank
Zum Kaiser und zur Fürstenbank:
„Such', Menschenherz, wo du dich labst!
Das lehrt dich nicht Konzil noch Papst!
Die Quelle strömt an tiefrem Ort:
Der lautre Born, das reine Wort
Stillt unsrer Seelen Heilsbegier —
Hier steh' ich und Gott helfe mir!"

Herr Kaiser Karl, du warst zu fein,
Den Luther fandest du gemein —
Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod —
Er atmet tief in unsrer Brust,
Und du begrubst dich in Sankt Just.

„Ein feste Burg" — im Lande steht,
Drin wacht der Luther früh und spät,
Bis redlich er, und Spruch um Spruch,
Verdeutscht das liebe Bibelbuch.
Herr Doktor, sprecht! Wo nahmt Ihr her
Das deutsche Wort so voll und schwer?
„Das schöpft' ich von des Volkes Mund,
Das schlürft' ich aus dem Herzensgrund."

Herr Luther, gut ist Eure Lehr',
Ein frischer Quell, ein starker Speer:
Der Glaube, der den Zweifel bricht,
Der ew'gen Dinge Zuversicht,

Des Heuchelwerkes Nichtigkeit!
Ein blankes Schwert in offnem Streit! —
Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutscher Mann.

In Freudenpulsen hüpft das Herz,
In Jubelschlägen dröhnt das Erz,
Kein Tal zu fern, kein Dorf zu klein,
Es fällt mit seinen Glocken ein —
„Ein feste Burg" — singt jung und alt,
Der Kaiser mit der Volksgewalt:
„Ein feste Burg ist unser Gott,
Dran wird der Feind zu Schand und Spott!"

## Hussens Kerker.

Es geht mit mir zu Ende,
Mein Sach und Spruch ist schon
Hoch über Menschenhände
Gerückt vor Gottes Thron,
Schon schwebt auf einer Wolke,
Umringt von seinem Volke,
Entgegen mir des Menschen Sohn.

Den Kerker will ich preisen,
Der Kerker, der ist gut!
Das Fensterkreuz von Eisen
Blickt auf die frische Flut,
Und zwischen seinen Stäben
Seh' ich ein Segel schweben,
Darob im Blau die Firne ruht.

Wie nah die Flut ich fühle,
Als läg' ich drein versenkt,
Mit wundersamer Kühle
Wird mir der Leib getränkt —
Auch seh' ich eine Traube
Mit einem roten Laube,
Die tief herab ins Fenster hängt.

Es ist die Zeit zu feiern!
Es kommt die große Ruh!
Dort lenkt ein Zug von Reihern
Dem ew'gen Lenze zu,
Sie wissen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege —
Was, meine Seele, fürchtest du?

# Der Rappe des Komturs.

Herr Konrad Schmid legt' um die Wehr,
Man führt ihm seinen Rappen her:
„Den Zwingli laß' ich nicht im Stich,
Und kommt ihr mit, so freut es mich."
Da griffen mit dem Herren wert
Von Küßnach Dreißig frisch zum Schwert:
Mit Mann und Roß im Morgenrot
Stieß ab das kriegbeladne Boot.
Träg schlich der Tag; dann durch die Nacht
Flog Kunde von verlorner Schlacht.
Von drüben rief der Horgnerturm,
Bald stöhnten alle Glocken Sturm,
Und was geblieben war zu Haus,
Das stand am See, lugt' angstvoll aus.
Am Himmel kämpfte lichter Schein
Mit schwarzgeballten Wolkenreihn.
„Hilf Gott, ein Nachtgespenst!" Sie sahn
Es drohend durch die Fluten nahn.
Wo breit des Mondes Silber floß,
Da rang und rauscht' ein mächtig Roß,
Und wilder schnaubt's und näher fuhr's . .
„Hilf Gott, der Rappe des Komturs!"
Nun trat das Schlachtroß festen Grund,
Die bleiche Menge stand im Rund.
Zur Erde starrt' sein Augenstern,
Als sucht' es dort den toten Herrn . . .
Ein Knabe hub dem edeln Tier
Die Mähne lind: „Du blutest hier!"
Die Wunde badete die Flut,
Jetzt überquillt sie neu von Blut,
Und jeder Tropfen schwer und rot

Verkündet eines Mannes Tod.
Die Komturei mit Turm und Tor
Ragt weiß im Mondenglanz empor.
Heimschritt der Rapp' das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,
Und Alter, Witwe, Kind und Maid
Zog schluchzend nach wie Grabgeleit.

## Hugenottenlied.

In die Schule bin ich gangen
Bei dem Meister Hans Calvin,
Lehre hab' ich dort empfangen:
Vorbestimmt ist alles ewighin!
Jeder volle Wurf im Würfelspiele,
Jeder Diebestritt auf Liebchens Diele,
Jeder Kuß —
Schicksalsschluß!

Dann bin ich zu Roß gestiegen
Mit dem Hauptmann Des Adrets,
Der das Kindlein in der Wiegen
Würgt und sich ergötzt an Qual und Weh!
Jeder First, der raucht und dampft und lodert,
Jeder Tote, der im Graben modert,
Jeder Schuß —
Schicksalsschluß!

# Die Karyatide.

Im Hof des Louvre trägt ein Weib
Die Zinne mit dem Marmorhaupt,
Mit einem allerliebsten Haupt.
Als Meister Goujon sie geformt
In feinen Linien, überschlank,
Und stehend auf dem Baugerüst
Die letzte Locke meißelte,
Erschoß den Meister hinterrücks
(Am Tag der Saint-Barthelemy)
Ein überzeugter Katholik.
Vorstürzend überflutet' er
Den feinen Busen ganz mit Blut,
Dann sank er rücklings in den Hof.
Die Marmormagd entschlummerte
Und schlief dreihundert Jahre lang,
Ein Feuerschein erwärmte sie
(Am Tag, da die Kommüne focht).
Sie gähnt' und blickte rings sich um:
Wo bin ich denn? In welcher Stadt?
Sie morden sich. Es ist Paris.

# Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel
sauſt
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell,
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann . . .

— „Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nimes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!"
— „Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was
kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!"
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft . . .
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den
Saal . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd
entsetzt . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
— Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!

Drei Jahre sind's . . . Auf einer Hugenottenjagd . . .
Ein fein, halsstarrig Weib . . . ‚Wo steckt der Junker?
Sprich!‘
Sie schweigt. ‚Bekenn'!‘ Sie schweigt. ‚Gib ihn heraus!‘
Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf . . .
Die nackten Füße pack' ich ihr und strecke sie
Tief mitten in die Glut . . . ‚Gib ihn heraus!‘ . . .
Sie schweigt . . .
Sie windet sich . . . Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich. —
Eintritt der Edelmann. „Du träumst! Zu Tische, Gast . . .“

Da sitzen sie. Die Drei in ihrer schwarzen Tracht
Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgerißnen Augen an —
Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
Springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd' bin ich wie ein Hund!“ Ein Diener leuchtet ihm.
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
Und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr . . .
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht . . . Dröhnt hier ein Tritt? Schleicht dort
ein Schritt? . . .
Ihn täuscht das Ohr. Vorüberwandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.
Er träumt. ‚Gesteh!‘ Sie schweigt. ‚Gib ihn heraus!‘
Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.

Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt . . .
— „Erwach'! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!"
Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr — ergraut,
Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!" Der andre spricht:
„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienst mir schwer . . . Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst! . . . Mein ist die Rache, redet Gott."

# Die Rose von Newport.

Sprengende Reiter und flatternde Blüten,
Einer voraus mit geſcheitelten Locken —
Iſt es der Lenz auf geflügeltem Renner?
Karl iſt's, der Jüngling, der Erbe von England,
Und die ſich nähern in goldener Mailuft,
Das ſind die Giebel und Tore von Newport,
Drüber das Wappen der Stadt: eine Roſe!
Jubelnde Gaſſen und jubelnde Wimpel
Und ein von treibender Jugend geſchwelltes,
Jubelndes Herz in dem Buſen des Stuart . . .
Unter den blühenden Linden des Marktes
Schreitet ein Reigen von blüh'nden Geſtalten,
Und eine Schönſte mit herzlichem Beben
Bietet dem Prinzen die Roſe von Newport:
„Seliges Geſtern und Morgen und Heute,
Herr, dir die Roſe von Newport bedeute!"

Morgen erzählen die Linden das Märchen
Von der entblätterten Roſe von Newport.

Sprengende Reiter und wirbelnde Flocken,
Einer voraus mit verwilderten Haaren —
Iſt es der Winter, der finſtre Geſelle?
Karl iſt's, der Flüchtling, der König von England.
Seit er das Blut ſeines Volkes vergoſſen,
Reitet er neben zerſchmetterndem Abgrund . . .
Und die ſich nähern in weißem Geſtöber,
Das ſind die Giebel und Tore von Newport,
Drüber das Wappen der Stadt: eine Roſe!
Nirgend ein Jubel und nirgend ein Wimpel,
Polternde Hämmer und kreiſchende Feilen,
Und ein von eiſernen Fäuſten gepreßtes,

Ächzendes Herz in dem Busen des Stuart . . .
Unter den frierenden Linden des Marktes
Bettelt ein Kind mit verschatteten Augen,
Bietet dem König ein dorrendes Röschen:
„Seliges Gestern und Morgen und Heute,
Herr, dir die Rose von Newport bedeute!"
Karl, der die Züge des Kindes betrachtet,
Schmal und gespenstig im Spiegel des Elends
Sieht er das eigene Antlitz und schaudert.

Morgen erzählen die Linden das Märchen
Von dem enthaupteten König in England.

# IV

# Die Krypte.

Baut, junge Meister, bauet hell und weit
Der Macht, dem Mut, der Tat, der Gunst der Stunde,
Der Dinge wahr und tief geschöpfter Kunde,
Dem ganzen Genienkreis der neuen Zeit!

Des Lebens unerschöpften Kräften weiht
Die freud'ge, lichtdurchflutete Rotunde —
Baut auch die Krypte drunter, wo das wunde
Gemüt sich flüchten darf in Einsamkeit:

Vergeßt die Krypte nicht! Dort soll sich neigen
Das heil'ge Haupt, das Dornen scharf umwinden!
Ich glaube: Ein'ge werden niedersteigen.

Dort unten werden ein'ge Trost empfinden.
Wir mögen, wenn die Leiden uns umnachten,
Nicht Glück noch Ruhm, nur größern Schmerz betrachten.

# In der Sistina.

In der Sistine dämmerhohem Raum,
Das Bibelbuch in seiner nerv'gen Hand,
Sitzt Michelangelo in wachem Traum,
Umhellt von einer kleinen Ampel Brand.

Laut spricht hinein er in die Mitternacht,
Als lauscht' ein Gast ihm gegenüber hier,
Bald wie mit einer allgewalt'gen Macht,
Bald wieder wie mit seinesgleichen schier:

„Umfaßt, umgrenzt hab' ich dich, ewig Sein,
Mit meinen großen Linien fünfmal dort!
Ich hüllte dich in lichte Mäntel ein
Und gab dir Leib wie dieses Bibelwort.

Mit weh'nden Haaren stürmst du feurigwild
Von Sonnen immer neuen Sonnen zu,
Für deinen Menschen bist in meinem Bild
Entgegenschwebend und barmherzig du!

So schuf ich dich mit meiner nicht'gen Kraft:
Damit ich nicht der größ're Künstler sei,
Schaff' mich — ich bin ein Knecht der Leidenschaft —
Nach deinem Bilde schaff' mich rein und frei!

Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon,
Bildhauer Gott, schlag' zu! Ich bin der Stein."

## Michelangelo und seine Statuen.

Du öffnest, Sklave, deinen Mund,
Doch stöhnst du nicht. Die Lippe schweigt.
Nicht drückt, Gedankenvoller, dich
Die Bürde der behelmten Stirn.
Du packst mit nerv'ger Hand den Bart,
Doch springst du, Moses, nicht empor.
Maria mit dem toten Sohn,
Du weinst, doch rinnt die Träne nicht.
Ihr stellt des Leids Gebärde dar,
Ihr meine Kinder, ohne Leid!
So sieht der freigewordne Geist
Des Lebens überwundne Qual,
Was martert die lebend'ge Brust,
Beseligt und ergötzt im Stein.
Den Augenblick verewigt ihr,
Und sterbt ihr, sterbt ihr ohne Tod.
Im Schilfe wartet Charon mein,
Der pfeifend sich die Zeit vertreibt.

# Il Pensieroso.

In einem Winkel seiner Werkstatt las
Buonarotti, da es dämmerte;
Allmählich vor dem Blicke schwand die Schrift . . .
Da schlich sich Julianus ein, der Träumer,
Der einzige der heitern Medici,
Der Schwermut kannte. Dieser glaubte sich
Allein. Er setzte sich und in der Hand
Barg er das Kinn und hielt gesenkt das Haupt.
So saß er schweigend bei den Marmorbildern,
Die durch das Dunkel leise schimmerten,
Und kam mit ihnen murmelnd ins Gespräch,
Geheim belauscht von Michelangelo:
„Feigheit ist's nicht und stammt von Feigheit nicht,
Wenn einer seinem Erdenlos mißtraut,
Sich sehnend nach dem letzten Atemzug,
Denn auch ein Glücklicher weiß nicht, was kommt
Und völlig unerträglich werden kann —
Leidlose Steine, wie beneid' ich euch!"*
Er ging und aus dem Leben schwand er dann
Fast unbemerkt. Nach einem Zeitverlauf
Bestellten sie bei Michelangelo
Das Grabbild ihm und brachten emsig her,
Was noch in Schilderein vorhanden war
Von schwachen Spuren seines Angesichts.
So waren seine Züge, sagten sie.
Der Meister schob es mit der Hand zurück:
„Nehmt weg! Ich sehe, wie er sitzt und sinnt
Und kenne seine Seele. Das genügt."

* Eigene Worte Julians in einem von ihm vorhandenen Sonett.

## Der römische Brunnen.

Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht . .

# Der Marmorknabe.

In der Capuletti Vigna graben
Gärtner, finden einen Marmorknaben,
Meister Simon holen sie herbei,
Der entscheide, welcher Gott es sei.

Wie den Fund man dem Gelehrten zeigte,
Der die graue Wimper forschend neigte,
Kniet' ein Kind daneben: Julia,
Die den Marmorknaben finden sah.

„Welches ist dein süßer Name, Knabe?
Steig' ans Tageslicht aus deinem Grabe!
Eine Fackel trägst du? Bist beschwingt?
Amor bist du, der die Herzen zwingt?"

Meister Simon, streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend,
Spricht: „Er lösch't die Fackel. Sie verloht.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod."

# Die gegeißelte Psyche.

Wo von alter Schönheit Trümmern
Marmorhell die Säle schimmern,
Windet blaß und lieblich eine
Psyche sich im Marmelsteine.

Unsichtbarem Geißelhiebe
Beugt sie sich in Qual und Liebe,
Auf den zarten Knieen liegend,
Enge sich zusammenschmiegend.

Flehend halb, und halb geduldig,
Trägt sie Schmach und weiß sich schuldig,
Ihre Schmerzensblicke fragen:
Liebst du mich? und kannst mich schlagen?

Soll dich der Olymp begrüßen,
Arme Psyche, mußt du büßen!
Eros, der dich sucht und peinigt,
Will dich selig und gereinigt.

# Ja.

(Nach einer alten Skizze.)

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge
Durch die neue Schöpfung fuhr,
Folgten in gedrängtem Ringe
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten
Ihm zu Häupten selig leis,
Riesenhafte Nachtgestalten
Schlossen unterhalb den Kreis.

„Eh' ich euern Reigen löse,"
Sprach der Allgewalt'ge nun,
„Schwöret, Gute, schwöret, Böse,
Meinen Willen nur zu tun!"

Freudig jubelten die Lichten:
„Dir zu dienen, sind wir da!"
Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen, knirschten: „Ja."

# Schillers Bestattung.

Ein ärmlich düster brennend Fackelpaar, das Sturm
Und Regen jeden Augenblick zu löschen droht.
Ein flatternd Bahrtuch. Ein gemeiner Tannensarg
Mit keinem Kranz, dem kargsten nicht, und kein Geleit!
Als brächte eilig einen Frevel man zu Grab.
Die Träger hasteten. Ein Unbekannter nur,
Von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht,
Schritt dieser Bahre nach. Der Menschheit Genius war's.

# Chor der Toten.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte,
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

# Ein Pilgrim.

(Epilog.)

's ist im Sabinerland ein Kirchentor —
Mir war ein Reisejugendtag erfüllt —
Ich saß auf einer Bank von Stein davor,
In einen langen Mantel eingehüllt,
Aus dem Gebirge blies ein harscher Wind —
Vorüber schritt ein Weib mit einem Kind,
Das, zu der Mutter flüsternd, scheu begann:
„Da sitzt ein Pilgerim und Wandersmann!"

Mir blieb das Wort des Kindes eingeprägt,
Und wo ich neues Land und Meer erschaut,
Den Wanderstecken neben mich gelegt,
Wo das Geheimnis einer Ferne blaut,
Ergriff mich unersättlich Lebenslust
Und füllte mir die Augen und die Brust,
Hell in die Lüfte jubelnd rief ich dann:
„Ich bin ein Pilgerim und Wandersmann!"

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ew'gen, stillen Schnee
Mit einer andern lieben Pilgerin —
Rasch zog mir meine Schwester aus dem Haar,
Dem braungelockten, eins, das silbern war,
Und es betrachtend, seufzt' ich leis und sann:
„Du bist ein Pilgerim und Wandersmann!"

Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd
In einer häuslich trauten Flamme Schein
Dünkt keine Ferne mir begehrenswert,
So ist es gut! So sollt' es ewig sein . . .

Jetzt fällt das Wort mir plötzlich in den Sinn
Der kleinen furchtsamen Sabinerin,
Das Wort, das nimmer ich vergessen kann:
„Da sitzt ein Pilgerim und Wandersmann."

# Inhalt


Seite

Einleitung . . . . . 5

I

Das heilige Feuer . . . . 22
Fingerhütchen . . . . . 23
Maientag . . . . . 28
Ewig jung ist nur die Sonne 29
Der verwundete Baum . . 30
Über einem Grabe . . . . 31
Aus der Höhle . . . . . 33
Lenzfahrt . . . . . 34
„Tag, schein' herein! und Leben, flieh hinaus!" . . 35
Firnelicht . . . . . 36
Das Seelchen . . . . . 37
Die Bank des Alten . . . 38
Bachus in Bünden . . . 39
Die Veltlinertraube . . . 41
Schwarzschattende Kastanie . 42
Noch einmal . . . . . 43
Das begrabene Herz . . . 44
Ohne Datum . . . . . 45
Die Ampel . . . . . 47
Zwei Segel . . . . . 48
Stapfen . . . . . 49
Lethe . . . . . 50
Einer Toten . . . . . 51
Die tote Liebe . . . . . 52
Mit einem Jugendbildnis . 53
Schwüle . . . . . 54
Mein Stern . . . . . 56
In Haremsnächten . . . 56
Möwenflug . . . . . 57
Auf Goldgrund . . . . . 58
Schmittierlied . . . . . 59
Säerspruch . . . . . 60
Liebesjahr . . . . . 61
Einem Tagelöhner . . . . 62
Requiem . . . . . 63
Abendwolke . . . . . 64

Seite

Neujahrsglocken . . . . . 65
Unter den Sternen . . . 66

II

Der Blutstropfen . . . . 68
Die gezeichnete Stirne . . 69
Die gelöschten Kerzen . . . 71
Am Himmelstor . . . . 72
Mit zwei Worten . . . . 73
Die Söhne Haruns . . . 75
Friede auf Erden . . . . 77
Der gleitende Purpur . . 79
Der Gesang der Parze . . 81
Das verlorene Schwert . . 83
In einer Sturmnacht . . 84
Alle . . . . . 85

III

Lutherlied . . . . . 88
Hussens Kerker . . . . . 91
Der Rappe des Komturs . 92
Hugenottenlied . . . . . 94
Die Karyatide . . . . . 95
Die Füße im Feuer . . . 96
Die Rose von Newport . . 99

IV

Die Krypte . . . . . 102
In der Sistina . . . . 103
Michelangelo und seine Statuen . . . . . 104
Il Pensieroso . . . . . 105
Der römische Brunnen . . 106
Der Marmorknabe . . . 107
Die gegeiselte Psyche . . 108
Ja . . . . . 109
Schillers Bestattung . . . 110
Chor der Toten . . . . 111
Ein Pilgrim . . . . . 112

Zunächst erscheinen im Juni 1922 in:

## Die Schweiz
## im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen
und Texten, herausgegeben von

Harry Maync (Bern)

1) Historische Volkslieder der deutschen Schweiz, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Professor Dr. Otto von Greyerz (Bern).

2) Salomon Geßners Dichtungen, ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse (Montagnola, Tessin).

3) Conrad Ferdinand Meyers Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Eduard Korrodi (Zürich).

4) Adolf Frey, Lieder und Gesichte, ausgewählt und eingeleitet von Professor Dr. Gottfried Bohnenblust (Genf).

5) Nietzsche und die Schweiz, von Carl Albrecht Bernoulli (Basel).

6) Zwei Novellen von Jakob Boßhart, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hartwig Jeß (Leipzig).

# Die Schweiz im deutschen Geistesleben

LG.
188470
M612gK
Author Meyer, Conrad Ferdinand
Title Gedichte, hrsg. von Eduard Korrodi.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 15 02 002 2